

Manfred Gregor • Die Brücke



Foto: © Interfoto



DER AUTOR

Manfred Gregor, geboren 1929, überlebte als Jugendlicher selbst knapp den Einsatz im Volksturm. Von seinen drei Romanen wurden zwei verfilmt — und gelangten zu internationalem Erfolg. Gregor, der sich neben seiner langjährigen journalistischen Arbeit auch in der »Lebenshilfe« für Behinderte engagierte, wurde 1981 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Er verbringt den Ruhestand in seiner Heimatstadt Bad Tölz.

Manfred Gregor

Die Brücke





cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche
Verlagsgruppe Random House



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*

liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch April 2007

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2005 Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten durch cbt/cbj, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagbild: Interfoto München

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

lf · Herstellung: CZ

Satz: Boer Verlagsservice, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-30361-0

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Diese Geschichte ist
den Müttern gewidmet*

Der Zufall hatte mich wieder in die kleine Stadt geführt und es waren zehn Jahre vergangen.

War es ein Zufall? Als ich abends auf der Brücke stand und in den Fluss hinabblickte, wusste ich, dass nicht der Zufall, sondern einzig und allein mein Wunsch, wieder auf dieser Brücke zu stehen, mich hierher zurückgebracht hatte. Jetzt stand ich also auf dem breiten Gehsteig am Geländer, schaute ins Wasser hinab und wandte hin und wieder auch den Blick zu den Ufern links und rechts.

Es ist eine schöne Brücke und die kleine Stadt kann stolz darauf sein. Mit ihren wuchtigen Steinquadern hält die Brücke jedem Hochwasser stand. Es ist ein Erlebnis, auf ihr zu stehen, wenn der Fluss im Frühjahr das Schmelzwasser aus den Bergen bringt. Wenn hin und wieder ein auf den lehmgelben Fluten herantreibender Baumstamm gegen die Pfeiler donnert und brodelnder Gischt, ohnmächtig gegen die Kraft der Brücke, ihre Standfesten umsprüht. Es ist ein Vergnügen, an schönen Sommertagen die Paddler den Fluss herabkommen zu sehen. Braungebrannte Körper in schnittigen Booten.

Als ich an diesem Maienabend auf der Brücke stand, führte der Fluss kein Hochwasser, und es kamen auch keine Paddler. Von der Brückenhöhe aus schien das Wasser seicht zu sein, man konnte bis auf den Grund sehen. Etwa in der Mitte des Flussbetts lag ein großer Felsblock. Er blieb damals im Jahr 1935 übrig, als man die Brücke baute. Gleich unterhalb des Felsblocks gab es eine Stelle im Grund des Flussbetts, die sich in Jahrzehnten kaum verändert hatte. Hier verhinderte der gewaltige Stein mit seinem breiten Rücken jede Ablagerung von Geröll, und man sah das Gewehr noch heute, das dort auf dem Kiesgrund lag. Es war ein Sturmgewehr. Herstellungsjahr 1944. Das Magazin war leer.

Die Waffe fiel einem deutschen Soldaten am 2. Mai 1945, abends um 17.20 Uhr aus der Hand, rutschte zwischen Brückenkante und Geländer durch, blieb mit dem Magazin an der Kante hängen und pendelte hin und her. Ungefähr eine Sekunde lang. Dann sackte der Soldat in sich zusammen und stieß im Fallen das Gewehr endgültig in die Tiefe. Der Soldat hatte genau einen Monat früher seinen sechzehnten Geburtstag gefeiert, und als er in sich zusammensackte, bewegten sich seine Lippen, als wollten sie die Worte eines Gebetes formen. Ich wusste, dass ich ihn und die anderen nicht vergessen würde.

Es begann damals vor zehn Jahren in der Kaserne einer kleinen deutschen Stadt. Am 1. Mai 1945. Genau durch die Mitte der Stadt verläuft der Fluss in einigen sanften Krümmungen und teilt sie so in zwei Hälften. Aber von Ufer zu Ufer reicht die massive Brücke. Die Stadt liegt inmitten einer herrlichen Landschaft. Sie ist von weiten Wäldern, Hügelketten und sattgrünen Wiesen umgeben. Einmal kamen zwei Wanderbrüder auf einem der Hügel vor der Stadt zusammen.

»Ich möcht hier begraben sein!«, seufzte der eine. »Ich nicht«, sagte der andere und weitete die Lungen in einem tiefen Atemzug, »ich möchte hier leben!«

Und sie meinten beide das Gleiche.

Karl Horber hatte sich gerade unter die Dusche im Waschraum gestellt und ließ das eiskalte Wasser über seine mageren Schultern rinnen. Er tat es vorsichtig, sodass der kalte Strahl weder voll auf seine Brust noch voll auf seinen Rücken traf.

Entlang der Wand des Kasernenwaschraums und unter der halboffenen Tür lümmelte der »Verein« herum und verfolgte mit spöttischem Interesse, wie sich Karl Horber den Schmutz herunterspülte, der bei der Übung im Granerfeld an ihm hängen geblieben war. Der »Verein« hatte seine Freude mit Karl Horber. Man nannte ihn kurz »Zack«, seitdem Horber einen Tag lang als Schanzaufsicht eingeteilt gewesen war und jedes Kommando mit den Begleitworten »Aber zack, zack« versehen hatte. Horber gehörte selbst zum »Verein« und war wohlgelegen. Mit seinen abstehenden Ohren, dem sommersprossigen Gesicht und dem brandroten Schopf war der Sechzehnjährige an Spott gewöhnt.

Auch jetzt, unter der Dusche, zeigte er sich hart im Nehmen, denn der »Verein« sparte nicht mit lehrreichen Hinweisen:

»Mach den Bauch nicht nass, Zack, sonst rostet der auch!«

»Leg die Ohren an, damit der Hals auch was abkriegt!«

»Schade, dass dich dein kleines Mädchen nicht sieht, die könnte sich nämlich nicht satt sehen!«

Jedes Mal schallendes Gelächter im »Verein«, und prompt suchte der Nächste eine noch treffendere Bemerkung an den Mann zu bringen. Und Karl Horber lachte mit. Nicht weil das die beste Gegenwehr war, sondern weil Horber so voll Fröhlichkeit steckte, dass er über Witze und Blödeleien einfach lachen musste. Auch wenn es Witze über ihn selbst waren.

Horber lachte und alles an seinem mageren Körper, die schlaksigen, langen Beine, der Bauch, der krumme Rücken

und die spitzen Schulterblätter, alles schien mitzulachen. Dann stand plötzlich Schaubeck im Türrahmen. Unteroffizier Schaubeck, genannt »das Vieh«.

Kein Mensch wusste, wer den Spitznamen erfunden hatte. Aber es hatte auch noch keiner danach gefragt. Es hieß, dass Schaubeck den widerspenstigsten Rekruten »fertigmachen« konnte, und keiner zweifelte daran. Er sah ganz harmlos aus, solange er nicht sprach. Aber in seiner Stimme lag Unheil. Schon wenn er jovial, betont munter und immer ein bisschen spöttisch sein militärisches Wissen an den Mann brachte. Noch deutlicher, wenn er brüllte, und erst recht, wenn er flüsterte. Jetzt flüsterte Schaubeck.

»Horber«, flüsterte er, »Sie Jammerlappen! Können Sie sich nicht einmal ordentlich waschen? Muss wohl erst die Frau Mama rufen, dass sie dem Herrn Horber den Hintern wäscht?«

Dann lauter: »Unter die Dusche, maaarsch!«

Horber stand bewegungslos unter der Dusche, Schaubeck drehte auf, riss den Hahn herum, so weit es ging, und schenkte dem sommersprossigen Häuflein Elend unter dem niederprasselnden Wasser nichts. Gar nichts. Und in diesem Augenblick ertönte es aus der Ecke, in die sich der »Verein« verzogen hatte (mäßig stramme Haltung), leise, aber nicht zu überhören: »Dreh zu, du Drecksack!«

Pause.

Schaubeck brüllte: »Wer war das?«

Schweigen.

Lauter: »Wer war das?«

Schweigen.

Und dann Schaubeck, ganz leise: »Ich will wissen, wer das war, versteht ihr? Oder ich schleife euch, bis euch das Arschwasser kocht!«

Lähmende Stille beim Verein. Plötzlich die gleiche Stimme wie vorher: »Das kannst du gar nicht, du Drecksack!«

Eine ruhige, satte, beinahe gelangweilte Stimme. Jeder im Verein wusste, das war Ernst Scholten, der Snob unter den sieben: leidenschaftlicher Musiker, schwärmt für Bach und kann Mädchen nicht leiden. Einmal Jugendarrest wegen Waldfrevel.

Der Verein war stolz auf Scholten, aber gleichzeitig fürchteten den Sechzehnjährigen alle ein bisschen, der – geistig weit über sein Alter hinaus – Dinge tat, an die ein Sohn braver Leute normalerweise nicht einmal denken sollte.

Auch jetzt wusste der Verein nicht, was Scholten eigentlich wollte. Gut, Schaubeck schikanierte Horber, aber den würde ja schließlich das Wasser nicht umbringen. Warum also gerade jetzt gegen Schaubeck anstänkern? Der Verein begriff im Augenblick nicht, dass bei Ernst Scholten der kritische Zeitpunkt gekommen war, dass es ihm einfach reichte. Die Schikanen der letzten vierzehn Tage hatte keiner der sieben so schmerzlich empfunden wie er. Es hatte begonnen, als er Schaubeck zum ersten Mal gegenüberstand:

»Name?«

»Scholten«, kleine Pause, dann zögernd: »Ernst – Ernst Scholten!«

Schaubeck wunderte sich: »Komischer Name, Scholten, nie gehört. Mann, wie kann man bloß Scholten heißen?«

Schaubeck machte gern solche Witze und wartete dann, bis die Rotte lachte. Aber die sechs, die in diesem Augenblick um Schaubeck und Scholten herumstanden, lachten nicht, weil sie noch nicht gelernt hatten, wann man bei Schaubeck zu lachen hatte und wann nicht.

Schaubeck fuhr fort: »Schon mal was von Zivilisation gehört, Scholten?«

»Jawohl, Herr Unteroffizier!«

»Das heißt nicht ›jawohl‹, Sie Schlumper, das heißt ›jawoll‹ und zur Zivilisation gehört der Haarschnitt! Er ist eine Errungenschaft der Zivilisation, verstanden?«

»Jawohl, Herr Unteroffizier!«

»Los, Mann, gehn Sie, lassen Sie den Urwald roden! Möglichst Kahlschlag. Wegtreten!«

Zugegeben, Ernst Scholten hatte eine Frisur, die von einem militärischen Haarschnitt ziemlich weit entfernt war. Aber bisher hatte kein Mensch Ernst Scholten gesagt, wann er zum Haarschneiden gehen müsste. Und als er, eine Stunde nachdem er das Kasernentor passiert hatte, beim Friseur im Kasernenkeller saß, empfand er jeden Schnitt der Schere, jedes Rucken der Schneidemaschine als Schmach. Das und viele andere Kleinigkeiten, die sich im Lauf der vierzehn Tage in Ernst Scholten zusammengeballt hatten, standen jetzt im Duschaum drohend wie eine Ladung Dynamit hinter jedem Satz, den Ernst Scholten aus sicherer Deckung seinem Unteroffizier entgegenschleuderte.

Eine seltsame, spannungsgeladene Atmosphäre: zitternd, splitternackt unter der immer noch laufenden Brause, die Hände an die Oberschenkel gepresst und gar nicht mehr fröhlich, Karl Horber. Mit dem Rücken zu ihm gewandt, das Gesicht auf die sechs in der Ecke gerichtet, kalte Wut im Herzen und lauernnd, Unteroffizier Schaubeck. In der Ecke der Verein: Walter Forst, Siegi Bernhard, Albert Mutz, Jürgen Borchart, Klaus Hager und Scholten.

Die fünf um Scholten kamen immer noch nicht recht mit. Aber sie begannen zu spüren, dass hinter dieser Auseinandersetzung mehr steckte als einer der bekannten Streiche von »Winnetou«.

Scholten hatte diesen Spitznamen schon seit Langem. Sein pechschwarzes Haar, das hagere, gelbliche Gesicht mit der jäh vorspringenden Nase und dem spitzen Kinn hatten etwas Kämpferisches an sich. Es gab Leute, denen war Scholten vom ersten Augenblick an widerlich. Schaubeck gehörte zu ihnen. Wie würde diese Auseinandersetzung enden? Wie überhaupt konnte sie nur enden?

Gerade als Schaubeck Mann für Mann fixierte, ihnen in die Augen starrte, als müsste sich der Sprecher so finden lassen, ertönte die Sirene.

Fliegeralarm!

Schaubeck flüsterte: »Wir sprechen uns noch«, und zog ab.

Unteroffizier Schaubeck und der Alkohol

Jahrgang 1905. Vorname Alois, Alois Schaubeck also. Berufssoldat. Spezialist im Umgang mit Menschen und Material, Weibern und Alkohol. Legt keinen Wert auf Qualität, weder bei den Weibern noch beim Alkohol. Hauptsache viel und möglichst noch mehr. Schönste Zeit: Nachturlaub.

Wie war das doch damals mit Schaubeck? Wie war das doch? Ach ja, Schaubeck hatte geheiratet. Ganz schnell. Vier oder fünf Tage hatte er Kitty gekannt: »Aber Mensch, Kitty, Kitty ist ja 'n süßer Name, aber du kannst doch nicht Kitty heißen, sagen wir Käthi, klar?«

Kriegstrauung.

Das dauerte vier Wochen. Dann kam Schaubeck nicht mehr nach Hause. Oder nur noch selten. Kitty ging wieder ihrer Arbeit nach und Schaubeck dem Alkohol und den Weibern. Und wenn er mit einem Kumpel in die Orlandobar kam und von seinem Tisch aus hin und wieder einen Blick zur Kitty hinter der Messingtheke sandte, konnte es nach der zweiten, dritten Flasche Wein passieren, dass Schaubeck sagte: »Siehst du die Rote hinter der Bar? Das ist die Kitty, musst du wissen. War mal meine Frau, 'ne feine Sache, musst du wissen. Tolle Feste gefeiert, hahahaha!« Und dann konnte Schaubeck lachen. Kollernd und polternd. Und dann konnte er trinken. Und wenn er genug getrunken hatte, zeigte er, dass er auch Einblick in die höhere Literatur gewonnen hatte: »Kennst du den ... Frau Wirtin hatte ...? Hahahaha, hahaha!«

Aber das ist nicht alles über Alois Schaubeck. Die Darstellung wäre unvollständig, würde man nicht erwähnen, dass er seinen Haufen in mustergültiger Ordnung hatte. Dass ihn seine Vorgesetzten nicht schätzten, aber die Erfolge seiner Ausbildung anerkannten. Dass kein Mann sich so schnell exakt in den Dreck schmeißen konnte wie einer, der durch Schaubecks Schule gegangen war.

Schaubeck verbrachte den Krieg in der Heimat. Manchmal prahlte er mit einer Verwundung, aber hin und wieder hatte er das Pech, dass einer zuhörte, der es besser wusste. Dann hieß es: »Halt bloß die Luft an, Schaubeck, sonst wirst du gleich noch mal verwundet!« Schaubecks Verwundung stammte von einem Verkehrsunfall. Aber das wusste Ernst Scholten nicht.

*

Die sieben rasten aus dem Duschraum zu den Flakbatterien, Karl Horber bloß mit seinem Trainingsanzug und dem Stahlhelm bekleidet. Sie schleppten Munition.

Der einzige amerikanische *Mustang*, der nach erfolgtem Flakbeschuss aus dem hoch oben am nächtlichen Aprilhimmel dahinziehenden Bomberverband ausscherte und einen kurzen Trip über die Kaserne flog, tat ihnen nichts. Er erwischte im Tiefflug bloß das Unteroffizierskasino.

Dort saßen zwei Unteroffiziere beim Siebzehnhundvier und bei einer Flasche organisierten Rotweins. Unteroffizier Heilmann hatte sich von Schaubeck die Geschichte mit dem Duschraum und Karl Horber erzählen lassen. Er wollte Schaubeck gerade erwidern, dass er die Sache gar nicht lustig fände und dass er es hasse, wenn man die jungen Kerle für nichts und wieder nichts schikanieren. Da blieb sein Blick an der Kasinodecke hängen.

Unteroffizier Heilmann erstarrte.

Es ging alles blitzschnell, und doch entging ihm nichts von dem, was passierte. Ein Loch nach dem anderen erschien

an der Decke des langen Raumes. Die Löcher marschierten schnurgerade auf Unteroffizier Heilmann zu, kamen immer näher und plötzlich riss sich Heilmann vom Tisch los.

Ließ sich nach rechts fallen.

Deckenverputz prasselte herunter, ein Krachen, und dann war es vorüber. Als Heilmann wieder aufstand, hing Schaubek in seltsam verkrümmter Haltung quer über der Tischplatte, besudelt mit roten Spritzern. Rotwein und Blut.

In den weit aufgerissenen Augen Schaubecks lag Staunen.

Die Hände waren zu Fäusten geballt.

Der Verein fand sich später vollzählig auf der Bude ein. Leutnant Fröhlich war gekommen, Horber hatte Meldung gemacht, und dann war Fröhlich bis zum ersten Spind herantreten und hatte folgendermaßen zu ihnen gesprochen:

»Kinder. Schaubeck ist tot. Der Ami ist noch dreißig Kilometer weg. Alles geht kaputt. Mir wär's am liebsten, ihr würdet abhauen. Schnellstens. Ich kann's euch nicht befehlen, ich darf's nicht. Aber der Posten an der Westmauer weiß Bescheid. Der lässt euch durch.«

So hatte Fröhlich gesprochen. Dann hatte er jeden der sieben angesehen, so lange, dass es den Jungen fast peinlich wurde. Und dann hatte Fröhlich etwas gesagt, was noch kein Mensch bis dahin in dieser Form aus seinem Munde gehört hatte. »Scheißkrieg, verdammter!«

Es war nur ein Murmeln, wie es manchmal aus Kehlen kommt, die mühsam das Schluchzen zurückhalten. Aber jeder im Raum hatte es gehört.

Fröhlich machte kehrt, wie auf dem Exerzierplatz. Und verließ die Stube.

Zwei Stunden vor dem Alarm hatte er die Nachricht erhalten, dass die Russen jene deutsche Einheit völlig aufgerieben hatten, bei der sein Sohn seit drei Monaten eingesetzt war.

Leutnant Fröhlich galt die ganze Liebe der sieben Buben. Er war neben dem Unteroffizier Heilmann der Einzige in der Kaserne, der sich ausgiebig mit den Sechzehnjährigen beschäftigte und dabei keinen Schliff kannte. In der riesengroßen Kaserne kam sich der Verein verloren vor. Die sieben Jungen waren das letzte Aufgebot aus der kleinen Stadt.

Man hatte sie Mitte April aus dem Klassenzimmer weg zum Volkssturm geholt, mit feldgrauen Uniformen ausgerüs-

tet und jedem einen funkelnagelneuen Karabiner 98 k in die Hand gedrückt. Schaubeck hatte sie damals begrüßt.

»Mensch, was kommt denn da für ein müder Verein?«

Und dann, jovial: »Na, der Krieg dauert noch lange genug, damit man aus euch Menschen machen kann, ihr Nieselprieme!«

Seitdem hießen die sieben in der Kaserne »der Verein«. Sie selbst hatten so lange mit dem »müden Verein« geprahlt, bis dieser Name an ihnen hängen blieb und sogar hin und wieder im Dienstverkehr auftauchte.

Schaubeck hatte dann seine Versuche begonnen, dem Verein die militärischen Grundbegriffe einzupauken, und ansonsten kümmerten sich in dem katastrophalen Durcheinander, das in diesen letzten Kriegstagen in der Kaserne herrschte, nur noch Leutnant Fröhlich und Unteroffizier Heilmann um die Buben. Fröhlich führte lange Gespräche mit ihnen, fragte sie nach ihrem Zuhause, Heilmann beschränkte sich auf geheimnisvolle und düstere, aber stets wohlgemeinte Prophezeiungen im Vorbeigehen.

»Mensch, haut ab!« Oder: »Ich sage euch, das Ding geht schief, macht die Schotten dicht, geht bei Muttern!«

Sie mochten den Heilmann gern, obwohl er selten lachte, keinen Witz erzählte und, wenn er zu den Buben sprach, über sie hinwegschaute, als sehe er in der Ferne drohendes Unheil heraufkommen.

Den Leutnant Fröhlich aber liebten sie, und an dem Abend, als er ihnen den Tod Schaubecks berichtet hatte, fühlten sie instinktives Mitleid mit Franz Fröhlich, der in seiner Leutnantsuniform so gar nicht dem entsprach, was sich ein Sechzehnjähriger im Frühjahr 1945 noch unter einem deutschen Offizier vorstellte.

Leutnant Franz Fröhlich ist von Beruf nicht Leutnant. Er ist Studienrat. Strategie und Krieg machten ihm Spaß, solange es sich um die Strategie und die Kriege Gaius Julius Caesars handelte. Die Strategie des Zweiten Weltkriegs bereitet ihm keinen Spaß. Überhaupt nichts mehr macht ihm Spaß, jetzt, nachdem er seine Schule, seine Buben verlassen musste. Und seinen Sohn haben sie auch geholt. Er konnte das nicht verstehen. Der Flori war doch noch so klein, er spielte doch noch mit der Eisenbahn – und mit Soldaten. Ja, auch mit Soldaten.

Und er spielte mit. Der Studienrat spielte mit, baute Schützengräben und Wälle und Burgen und er erklärte seinem Sohn Flori die Strategie.

Und mittendrin musste Florian Fröhlich fort, zum Militär.

In einer Uniform mit viel zu langen Ärmeln und einer Feldmütze, unter der das magere Gesicht des Jungen noch schwächlicher erschien, so sah Franz Fröhlich seinen Sohn zum letzten Mal.

Dann kamen diese sieben Buben in die Kaserne, und Fröhlich kam einmal dazu, wie Unteroffizier Schaubeck daran arbeitete, aus dem »müden Verein« Menschen zu machen. Und er sah, wie Schaubeck den stämmigen Albert Mutz Kniebeugen pumpen ließ, mit dem Karabiner in der Hand.

Schaubeck zählte: »Dreiunddreißig – vierunddreißig – fünfunddreißig – los, los, schlaf nicht ein, du müder Sack, reiß dich zusammen – sechsunddreißig – siebenunddreißig –«

Und Leutnant Fröhlich sah plötzlich anstelle des rotbackigen, blonden Albert Mutz seinen eigenen Sohn. Sah ihn pumpen und keuchen. Knie beugt, streckt, Knie beugt, streckt.

Und dann ließ der Leutnant den Unteroffizier Schaubeck mit zur Seite treten und machte ihn fertig, nach Strich und Faden.

Was hat der Leutnant Fröhlich jetzt noch? Er hat zu Hause eine Frau, von der er sich im Lauf der Jahre entfremdet hat. Er hat einen Schrank voller Bücher über Strategie, Caesar und anderes. Er hat die Leutnantsuniform. Er hat keine Schule mehr. Keine Schüler. Nicht einmal mehr einen Sohn.

Bloß noch die sieben Buben in der Kaserne.

Er denkt: Ich muss mich um sie kümmern. Aufgepasst, Fröhlich! Das ist deine Aufgabe!

Der Alarm erfolgte gegen 23 Uhr. So wie man das geübt hatte. Mit schrillum Pfeifentrillern.

Manchen rissen die Pfeifen aus dem Schlaf, aber in der Stube des Vereins traf der jähe Alarm sieben hellwache Buben.

Die Sechzehnjährigen hatten nach der Ansprache von Leutnant Fröhlich keinen Schlaf finden können, sie diskutierten bis weit nach Mitternacht. Sollten sie türmen? Sollten sie den Wink befolgen und sich über die Westmauer davonmachen? Selten herrschte unter den sieben eine solche Uneinigkeit wie an diesem Abend.

Karl Horber war für Türmen. (Scholten: »Na, dann mach aber, zack, zack!« Alles wieherte vor Lachen.) Klaus Hager, Spitzname »der Schweiger«, hielt eine Rede. Es war die erste seit Tagen. Manchmal brachte er stundenlang den Mund nicht auf. »Kinder, wenn wir gehen, dann sind wir desertiert, und Deserteure werden erschossen! Bleiben wir da, werden wir vielleicht auch erschossen. Sicherer ist, wir bleiben da. Gehen können wir immer noch!«

Das war typisch für Hager. Wenn er etwas sagte, dann hatte er das überlegt. Es musste deshalb noch lange nicht stimmen, aber immerhin, er hatte überlegt. Albert Mutz schimpfte auf den Scheißfraß. Er wollte heim, in das kleine Haus am Stadtrand. Dort könnte er, so hoffte er wenigstens, auch die anderen verstecken. Ernst Scholten lag auf dem zweistöckigen Bett, oben natürlich (wegen der Höhenluft, sagte Scholten). Er äußerte bisher keine Meinung. Schoss bloß hin und wieder eine seiner zynischen Bemerkungen ab und schien mit dem Lacherfolg zufrieden.

Walter Forst war fürs Dableiben: »Mensch, glaubt mir's doch, das wird noch höllisch interessant!« Scholten: »Klar, Mensch, gleich spielen wir Indianer!« Siegi Bernhard: »Mir

ist es wurscht, ich bleibe da, wo ihr bleibt!« Jürgen Borchart: »Ich will doch hier nicht verrecken! Ich gehe stiften, und zwar sofort!«

Borchart hatte das so gesagt, dass keiner, der ihn nicht näher kannte, an seinen Worten gezweifelt hätte. Aber der Verein kannte ihn. Jürgen Borchart würde genau dann gehen, wenn die anderen auch gingen. Er äußerte stets sehr bestimmte Meinungen, ohne unbedingt die Konsequenzen zu ziehen. Sechs hatten nun ihre Ansicht gesagt, jetzt wollten sie alle die siebte hören.

Karl Horber richtete sich in seinem Bett auf, fuchtelte theatralisch mit den Händen in der Luft herum und deklamierte: »Freunde, Stallgefährten, wir wollen den Worten unseres weisen Häuptlings lauschen; Winnetou soll entscheiden!«

Und damit hatte er Scholten den Einsatz gegeben.

Der sprach, ohne sich vom Bett zu erheben, gegen die weiß getünchte Stubendecke, als wäre er allein im Zimmer.

»Wenn der Fröhlich meint, dass wir gehen sollen, dann meint er es gut. Wenn man das ganz genau nimmt, war es fast ein Befehl von einem Vorgesetzten. Wenn man es ganz genau nimmt. Und der Mann hat Erfahrung. Aber wir haben keine Erfahrung. Oder bloß wenig. Die Frage ist also, hauen wir ab, weil der Fröhlich Erfahrung hat, oder bleiben wir da, weil wir keine haben? Wenn ich mir euere Meinungen besehe, dann kann ich bloß kichern. Aber an dem, was der Forst gesagt hat, ist was dran. Es wird höllisch interessant. Es wird bestimmt höllisch interessant.

Fragt sich bloß, ob's nicht *zu* interessant wird. Ich denke an den Schaubeck. Für den war's auch interessant. Andererseits, wenn wir auf Draht sind, können wir warten, bis es interessant ist, und wenn's zu interessant wird, dann können wir immer noch abhauen. Vor allem – wenn wir jetzt türmen, sind wir dann nicht, streng genommen, Feiglinge?«

Als fiel es ihm jetzt erst ein, dass er ein Feigling sei, wenn

er türme, fuhr er aus seinem Bett hoch, blickte triumphierend in die Runde und schrie:

»Menschenskinder, Feiglinge sind wir, wenn wir abhauen. Jämmerliche Feiglinge! Die wollen doch was von uns, wenn sie uns hier ausbilden. Die geben uns doch die Uniformen und die Karabiner nicht zum Türmen! Kinder, die wollen doch was wissen von uns!«

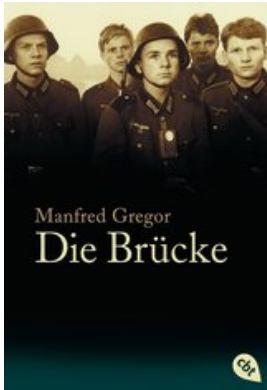
Und dann gnädig: »Ihr könnt ja machen, was ihr wollt, ich bleibe da. Winnetou hält die Stellung, das ist er seinen roten Brüdern schuldig! Hugh, ich habe gesprochen!«

Horber hatte ihn kaum ausreden lassen und hing jetzt an der zweistöckigen Bettstatt wie ein Affe. Sein brandroter Schopf, das magere Gesicht und die abstehenden Ohren ragten gerade über die Bettkante und er brüllte Scholten an. »Sag das noch mal, dass ich ein Feigling bin, sag das noch mal, und ich schmeiß dich aus dem Fenster!«

Scholten lachte ihm ins Gesicht, und während Mutz und Borchart den Horber an seinen Füßen kitzelten, patschte Scholten ihm mit der Ferse genau auf die Nase, sodass Horber die Bettkante loslassen musste und auf dem Stubenboden landete.

Sofort war dort unten eine Riesenkeilerei im Gange. Scholten schwang jetzt seine Beine ebenfalls über die Bettkante und ließ sich mitten in den Knäuel der raufenden Burschen fallen. Wutschreie, Gelächter, Krach mit Tisch und Stühlen – und das alles kurz vor Mitternacht. Gerade in diesem Augenblick kam der Alarm.

Sofort hörte die Rauferei auf, man horchte auf die Alarmpfeifen. Sie trillerten weiter, es war also keine Täuschung. Alles stürzte an die Spinde, riss die feldmarschmäßige Ausrüstung heraus und in fieberhafter Eile zogen die sieben ihre Klamotten an. Rucksäcke, bereits fertig gepackt, wurden auf die Rücken geworfen, Koppelzeug, mit Bajonett, Spaten, Patronentaschen, umgelegt, Stahlhelme aufgesetzt, Gasmas-



Manfred Gregor

Die Brücke

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30361-0

c**bt**

Erscheinungstermin: März 2007

Der Klassiker der Antikriegsliteratur erstmals im Jugendbuch!

Mai 1945, wenige Tage vor der Kapitulation. Tief im Bayerischen Wald steckt die Wehrmacht sieben Hitlerjungen in Uniformen. Ihr Auftrag: Eine Brücke soll gehalten werden. Schwankend zwischen dem Glauben an den Endsieg und ihrer Todesangst, ziehen die Jungen in den Kampf, der strategisch völlig bedeutungslos ist. Einer nach dem anderen lässt sein Leben. Da kommt der Befehl, die Brücke zu sprengen ...

Authentisch, eindringlich, legendär

 [Der Titel im Katalog](#)